

STEFANO
ZANGRANDO

KLEINER BRUDER

LEBEN, LIEBEN,
UND WERKE
DES PETER B.

Aus dem
Italienischen von
Michaela
Heissenberger

Eulenspiegel
Verlag

Über das Buch

»Kleiner Bruder« ist eine Reise in die deutsch-deutsche Vergangenheit. Der Italiener Stefano Zangrando fügt die Spuren, die er auf der Suche nach Zeugnissen des Berliner Schriftstellers, Dramaturgen und Regisseurs Peter Brasch gefunden hat, auf dem Weg der Bricolage zu einem Zeitbild zusammen. So entstehen Konturen und Verflechtungen, die einen Menschen im Zusammenspiel mit, aber viel mehr noch in Opposition gegen seine Zeit, die vor wie die nach '89, erkennen lassen. Peter Brasch, oft im Schatten seiner berühmten Brüder, erfährt in dieser fiktiven Biografie eine Anerkennung, die er zeitlebens nicht erhielt.

Über den Autor

Stefano Zangrando, geboren 1973, wuchs in Bozen (Südtirol) in einer italienischsprachigen Familie auf. In Trient studierte er moderne Literatur. 2000 war er zum ersten Mal in Berlin, weitere Aufenthalte als Doktorand und DAAD-Stipendiat folgten. Er schrieb Literaturkritiken für italienische Zeitungen und Zeitschriften, promovierte und setzte sich als Literaturvermittler und Übersetzer deutschsprachiger Literatur ein. 2008 war er Stipendiat an der »Jungen Akademie« der Berliner Akademie der Künste, 2016 leitete er eine Übersetzungswerkstatt in seiner Geburtsstadt und wurde Mitglied der Südtiroler Autor*innen Vereinigung. Er lebt, arbeitet und pendelt als Dozent, Übersetzer und Autor zwischen Berlin und der Region Trentino-Südtirol.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Quellen/Rechtsvermerke

Marion Brasch: Ab jetzt ist Ruhe,
© Fischer Verlag, Frankfurt/Main 2012
Peter Brasch: rückblenden an morgen. Prosa, Gedichte, Stücke,
Aufbau Verlag, Berlin 1991, © Marion Brasch
Peter Brasch: Schön hausen, © Eulenspiegel Verlag, Berlin 2019
Peter Böhlig, Petra Schramm (Hg.):
Status quo. Essays, Skizzen und Portraits,
BasisDruck Verlag, Berlin 2002, © Petra Schramm
Die Radierungen stammen von Peter Brasch.

Originalausgabe: Stefano Zangrando, *Fratello minore*
© 2018 Arkadia Editore

Eulenspiegel Verlag –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-359-01174-3

1. Auflage 2020

© für die deutsche Ausgabe:

Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung
eines Motivs von Peter Brasch

www.eulenspiegel.com

Inhalt

EIN ITALIENISCHER
ENTHUSIAST
IN BERLIN

Stefano Zangrandos
literarische Hommage
an Peter Brasch

7

PROLOG

11

ERSTER TEIL

DU

I

19

DIE KRÄHE

29

II

33



DER WOLF
UND ROTKÄPPCHEN
IN DER STADT

41

III

48

RÜCKBLENDEN
AN MORGEN

58

IV

63

SANTERRE

73

V

76

ZWEITER TEIL
SIE

ERSTER AKT

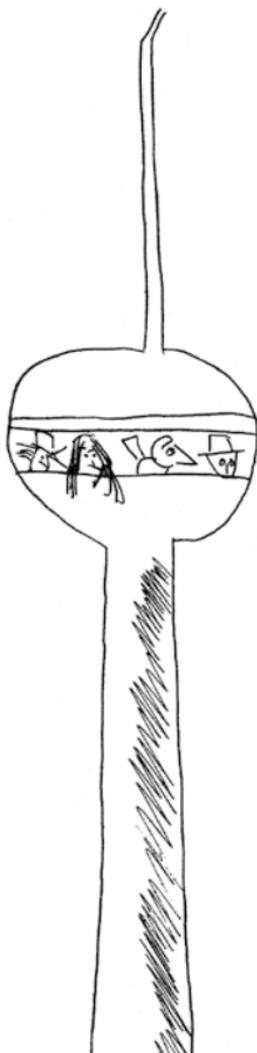
85

INTERMEZZO

113

ZWEITER AKT

125



DRITTER TEIL

WIR

I

149

KORRESPONDENZ

(In Liebe)

160

II

167

SCHÖN HAUSEN

(Kapitel 2)

177

III

181

NACHTMAHR IN RHEINSBERG

(Februar 1998)

192

IV

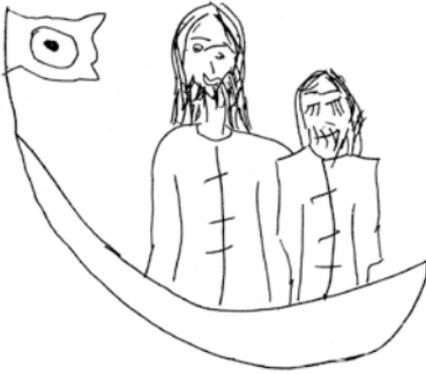
196

EPILOG

209

Anmerkungen und Dank

217



*Die Übersetzung dieses Buches
ist dank einer Förderung des
italienischen Ministeriums für
auswärtige Angelegenheiten
und internationale Koopera-
tion entstanden.*

*Questo libro è stato tradotto
grazie ad un contributo del
Ministero degli Affari Esteri
e della Cooperazione Inter-
nazionale Italiano.*

*Gefördert durch ein
ÜbersetzerInnenstipendium
der Stadt Wien*



Es gibt keinen Nagel, an den man unsere Bilder hängen kann, und die Buchdeckel der Unsterblichkeit sind ebenso vorläufig wie die Buchdeckel des schalen Nachruhs, der verloren geglaubten Identitäten, der Fluchtorte und Selbstverbannungsstätten. So verflüchtigen wir uns nicht in der Flucht, sondern verschwinden in sichtbarer Teilnahmslosigkeit, anwesender Unpräsenz, in der historischen Gegenwart. Und nur wahrnehmbar für einen, der uns sehen will, aber nicht muss.

Peter Brasch,
*Die Erfindung des
Verschwindens*

EIN ITALIENISCHER ENTHUSIAST IN BERLIN

Stefano Zangrandos
literarische Hommage
an Peter Brasch

An Stelle einer Gattungsbezeichnung verdiente dieses Buch die Einstufung als Text sui generis. Erzählung, Drama und Tragödie, Reportage, Interview, Werkauszüge und Biografie wechseln einander ab und ergänzen und erhellen sich gegenseitig. Hier wirkt das Aufgebot verschiedener Gattungen notwendig, um einem Menschen in seiner Zeit zu begegnen. Es ist die Faszination eines Autors für das Werk, das Leben, die Welt eines anderen Autors, der in seinem Heimatland keine große Leserschaft hat und eher als eines der »Brasch-Kinder« wahrgenommen wird. Im Titel »Kleiner Bruder«, im Original ein fratello minore, klingt schon die Relation zum großen, erfolgreicherem, bekannteren Bruder Thomas an.

In Stefano Zangrando hat Peter Brasch jemanden gefunden, der von seinen sich überlagernden Begabungen und Widersprüchen fasziniert ist und diese sichtbar und sagbar macht.

Zangrando, geboren 1973 in Südtirol, lernt Ende der neunziger Jahre mit Energie Deutsch und entdeckt Berlin als zweite Heimat. 1999 war Peter Braschs Roman »Schönhausen« erschienen und ohne große Resonanz geblieben, 2001 starb er mit sechsundvierzig Jahren. Die beiden Autoren sind einander nie begegnet. Zangrando hörte von Peter Brasch zum ersten Mal durch seine Berliner Wirtin, die sich geduldig ausfragen ließ und ihm jene Adressen

nannte, bei denen er anklopfen und weiterfragen konnte. Was seine Recherche beseelt, ist ein Enthusiasmus, der Lesen und Schreiben, Schreiben und Lesen als eine Existenzform begreift, die täglich neu erobert und verteidigt werden muss, eine Existenzform, für die man Gleichgesinnte braucht, was nicht ohne Einfluss auf das alltägliche Leben zu haben ist.

Für Stefano Zangrando, der achtzehn Jahre jünger ist als Peter Brasch und unter völlig anderen Bedingungen aufwuchs, wird dieser deutsche Schriftsteller zu einem fratello maggiore, der zwischen den Welten verloren ging und den es vor dem Vergessenwerden zu bewahren gilt.

Zangrando lässt eine Marion sagen (ob es die tatsächliche Marion Brasch ist oder eine Erfindung, bleibt offen): »Wie ich schon sagte, wir waren die, die das Ganze von innen her ändern wollten. Wir waren auch nicht in der Bürgerrechtsbewegung, wir gehörten nicht zu den Dissidenten im Scheinwerferlicht des Westens. Wir waren eine interne, weitverbreitete Opposition, die das Alte loswerden wollte, ohne sich der Marktwirtschaft in die Arme zu werfen. Wir sind die, die die offizielle Geschichtsschreibung vergessen will. Und nun tut man alles, um die letzten Spuren zu verwischen, die bezeugen, dass es uns gab.«

Zu den schönsten, aufschlussreichsten und damit auch berührendsten Passagen zählt der Monolog von Margit, Peters Ehefrau und großer Liebe, wie der von Petra, der anderen Liebe, mit der er gemeinsam die letzten Jahre und Tage seines Lebens verbrachte. »Aber lieben will ich. Aber wenn ich dran gehindert werde, kann ich wütend werden.«

Worauf Zangrando neben dem ambivalenten Verhältnis der Brüder untereinander immer wieder stößt, ist Peters Genie im Umgang mit Kindern und Jugendlichen. »Denn alle, die uns beide kannten, erzählen mir, dass es die Kinder waren, die das Beste aus dir herausholten: Die Kleinen,

denen du Geschichten erzähltest, die Jugendlichen, mit denen du auf Schulausflüge fuhrst, denen du vorgelesen, vorgesungen, vorgespielt hast – junge Leben, mit denen du eine Unschuld teilen konntest ...«

Stefano Zangrando, sofern er selbst als literarische Figur auftritt, führt sich, an Gombrowicz geschult, mit Ironie und Schonungslosigkeit vor, er schreckt nicht vor der Groteske zurück, seine knappen Kommentare kommen aus der Gegenwart:

»Du siehst dich«, heißt es einmal, »als hoffnungsvollen jungen Autor in der Medienmaschine, die ihr Niveau erhöhen will und, ohne es zu merken, das Niveau durch die Massenproduktion und deren Planung drückt«. Wenn du wüsstest, wie es heute ist.«

Mit Peter Brasch kann sich Stefano Zangrando aber auch ungezwungen den Größen der Literatur nähern, Stimmungen einfangen und Kommentare überliefern. »An seiner Zigarre ziehend, sagt er (Heiner Müller – I.S.) zu dir: ›Ich habe gehört, du treibst dich in der Prenzlauer-Berg-Szene herum. Das hat keine Tiefe. Lass es bleiben, oder sei die Ausnahme.«

Wer dieses Buch liest, bemerkt vielleicht gar nicht oder vergisst es schnell wieder, dass es sich ursprünglich an ein italienisches Publikum richtet, dem der Name Brasch wenig sagt, für die alle Zitate Peter Braschs Erstübersetzungen ins Italienische sind.

Vielleicht konnte es dieses Buch nur geben, weil Stefano Zangrando als Ausländer eine distanzierte und zugleich unbefangene Sicht eigen ist, die kanonische Hierarchien ignoriert und eine Perspektive einnimmt, wie es Einheimischen meistens erst durch das historisch werden einer Zeit möglich wird.

Als deutsche Leser stehen wir selbst immer ein bisschen mit in den Kulissen und lauschen der Erzählung über uns.

Insofern ist die deutsche Übersetzung des *Fratello minore* etwas Besonderes. In manchen Passagen bedeutet es die Rückkehr zum Original. Auch die Figuren erhalten ihre deutschen Wörter zurück, nachdem diese erst ins Italienische übersetzt und aus diesem rückübersetzt wurden. Dieser scheinbar »überflüssige« Umweg erbringt einen wunderbaren literarischen Mehrwert.

Denn ohne Zangrandos enthusiastisches Interesse an diesem deutschen Autor, dessen Leben und jenen, die dazugehörten, wäre dem deutschsprachigen Publikum etwas entgangen, das es selbst nicht oder noch nicht zu sehen vermochte.

Ingo Schulze

PROLOG

Es gibt eine innere Reisezeit, die meistens nichts zu tun hat mit der realen Dauer von Fahrten und Aufenthalten. Das ist nicht schwer festzustellen: Wenn wir uns nach einer Reise – einer echten Reise: einer Lebenserfahrung anderswo – irgendwie neu, aber unerlöst fühlen, wenn wir ein unangenehmes Gefühl der Unvollständigkeit wahrnehmen, uns der dringende Wunsch quält, dorthin zurückzukehren, wo wir eben noch waren, dann bedeutet das, dass die Reise noch nicht zu Ende ist und bestenfalls mit weiteren Aufenthalten am selben Ort fortgesetzt werden sollte, damit der Prozess, den der erste Aufenthalt in unserem Inneren angestoßen hat, ergänzt und schließlich abgeschlossen werden kann, unsere Verwandlung in einen neuen Menschen sich vollendet. Dann, erst dann, ist die Reise zu Ende.

Meine erste Reise nach Berlin dauerte etwa drei Jahre und umfasste mehrere Aufenthalte, einige lang, andere sehr kurz, darum aber nicht weniger drängend. Aus dem ersten dieser Aufenthalte und dessen Mysterium, das mich veränderte, habe ich ein Buch gemacht, einen Roman, dessen erfundene Teile schließlich sogar die Erinnerung an diese Erfahrung prägten und verfälschten. Authentisch aber blieb der existenzielle Charakter, der diese Reise drei Jahre lang kennzeichnete: Die besessene Suche nach dem wahren Leben, das in jedem Moment mit dem eigentlichen Ich übereinstimmt, einem Leben, das mir in meiner Herkunfts-

gend nicht möglich schien. Das wahre Leben habe ich auch im folgenden Jahrzehnt noch gesucht, immer noch in Berlin, immer noch mit Unterbrechungen, doch weniger besessen, mit etwas mehr Maß.

Diese zweite Reise fiel etwa mit meinem vierten Lebensjahrzehnt zusammen. Das Beständigste in dieser Zeit, in der ich mich, so gut ich konnte, im Erwachsenenleben einrichtete, war meine Herberge bei Rosemarie: Vor allem hier, in dieser geräumigen Wohnung in der Mauerstraße, die größtenteils noch aussieht wie zu DDR-Zeiten, habe ich meine nüchternsten Berliner Nächte verschlafen, oder fast. Heute beherbergt mich Rosemarie nicht mehr in dem Zimmer gleich neben dem Eingang, das sie an Studenten vermietet, sondern in einem kleineren, das bis vor einiger Zeit Alexander Weigel, ein Dramaturg des Deutschen Theaters, als Absteigequartier nutzte. Er hat zwei Regale voller Bücher hinterlassen und an der Wand das Plakat eines Stückes von Heiner Müller, dem größten deutschen Dramatiker des späten 20. Jahrhunderts.

Das rot umrahmte Bild zeigt Francisco Goyas »Duell mit Knüppeln«: Zwei Männer aus dem Volk, die mit Knüppeln aufeinander losgehen, angetrieben von einer urtümlichen Wut und in dem Bewusstsein, dass einer von ihnen den Tod finden wird, dahinter eine bergige Landschaft, die etwas Überzeitliches ausstrahlt. Der Titel des Stückes, »Der Lohndrucker«, wird im Italienischen mit »Lo stakanovista« übersetzt, was aber den Dumpingaspekt nicht berücksichtigt. Das Plakat stammt von einer historischen Inszenierung 1988. Links im Bild steht der Satz: »Was gewesen ist, kannst du das begraben?« Rechts: »Nein.«

Lange bevor Weigel das Zimmer bewohnte, in dem ich jetzt übernachtete, und sich Studentinnen und Studenten aus aller Welt in dem Zimmer am Eingang abwechselten, vermietete Rosemarie diese Räume an Monteure, die in der

Umgebung beschäftigt waren und von denen sich wohl nur noch wenige an den unbeliebten Helden der Arbeit in Heiner Müllers Lehrstück erinnerten. Es waren die mittleren Jahre der Deutschen Demokratischen Republik, Jahre einer einigermaßen reifen und satten Blüte, in denen eher die gesellschaftliche Verteilung der Produktion im Mittelpunkt stand als deren verbissene Steigerung. Doch es waren auch die Jahre einer strengen Zensur der Künste, auf deren Höhepunkt dem Dichter und Liedermacher Wolf Biermann, der mit seiner Kritik der Partei schon seit längerem ein Dorn im Auge war, die Staatsbürgerschaft entzogen wurde. Das war 1976, und unter denen, die sich gegen diese Maßnahme aussprachen, war auch ein angehender Schriftsteller, der seine Geste teuer bezahlte, indem man ihn von der Universität Leipzig ausschloss, an der er Germanistik studierte. Er hieß Peter B.

Ich kann nicht mehr sagen, wie mein Interesse an ihm erwachte. Es war kurz vor meinem ersten Berlin-Aufenthalt als Vierzigjähriger. Sein Name war mir aus verschiedenen Erzählungen von Rosemarie vertraut. Ich wusste, dass er oft bei ihr zu Hause war, eine Art Freund der Familie, dass er viel trank, so viel, dass es ihn umbrachte. Und ich wusste, dass er der jüngere Bruder von Thomas B. war, einem der berühmtesten Schriftsteller des sozialistischen Deutschlands. Doch ich weiß nicht, was mich veranlasste, ein paar Tage vor meiner Abreise etwas weniger zerstreut als sonst im Internet nach einer Erwähnung, vielleicht einer Spur von ihm zu suchen. Ich fand ein Video mit dem allgemeinen Titel »Peter B. über Kultur«. Es war ein wenige Minuten langer Ausschnitt aus einer Sendung des ORB, einem »Donnerstagsgespräch« mit dem Titel »Wie weiter?« vom 8. Juni 1991.

Der junge Mann sitzt in einem Sessel, neben ihm zwei weitere Typen. Er sitzt dort als Autor und Regisseur, wird

zunächst im Profil gezeigt, er hat dunkle Haare, trägt ein schwarzes Jackett, ausgebleichte Jeans und dunkle Schuhe. In den Fingern hält er eine Zigarette. Er beugt sich vor und streckt den Arm über die übereinandergeschlagenen Beine hinweg zum Aschenbecher auf dem Tischchen vor ihm. Er räuspert sich. Nun fängt die Nahaufnahme seinen unfrohen Ausdruck ein, die tiefe Furche zwischen den Augenbrauen, den Glanz im Gesicht, die hellen, etwas glasigen Augen, die kräftige Nase und zwei symmetrische Falten, die sich zum leicht geöffneten Mund hinabziehen, darunter eine Andeutung von Doppelkinn. Er scheint ein wenig schwer zu atmen.

Der Moderator befragt ihn zur Rolle des Theaters im Westen und im Osten. Er antwortet, die Rolle des Theaters sei nie unterschiedlich, Theater solle prinzipiell den Leuten Spaß machen. Dann wehrt er sich gegen den Begriff *DDR-Identität*, denn, sagt er, »kein Mensch ist identisch mit einem Staat«. Wenn schon gebe es ein bestimmtes *DDR-Gefühl*, also eines der Herkunft und Zugehörigkeit, und sicher seien in Ostdeutschland die Erwartungen an das Theater vor '89 andere gewesen. Damals habe das Theater die Zeitungen ersetzt – eine Bemerkung, die ich nicht ganz verstehe. Dann sagt er, der Zuschauerschwund an den ostdeutschen Theatern sei einfach darauf zurückzuführen, dass die Karten teurer geworden, somit auch dort die Marktwirtschaft eingeführt worden sei. Also spricht er über Geld, über die schlechte Verteilung der Gelder an die einzelnen Theater. Er nennt die hochsubventionierte Freie Volksbühne, eines der wichtigsten experimentellen Theater Berlins und Deutschlands, und das Grips Theater, die kleinere progressive Bühne, an der er gerade gearbeitet hat. Er unterstreicht seine Worte mit der Hand, als er erklärt: »Das Geld spielt schon eine Rolle, und insofern ersetzt es auch hier wieder Ideologie.« Wer im Theater arbeite, habe

sich früher nie mit Geld beschäftigen müssen, damit, wie es subventioniert werde. Dann nennt er als Beispiel das Theater in Karlsruhe, wo er kürzlich gewesen sei und wo »nur Scheiße« passiere, es sei einfach langweilig. Dort müsse gestrichen werden, sagt er, um eine Vielfalt von lebendigen Theatern erhalten zu können – möglichst in Ostdeutschland, meine ich zu verstehen. Er nennt Beispiele, und je länger er spricht, desto sicherer und ruhiger wird er. »Ausdünnen«, sagt er, und bezieht sich damit auf eine Bemerkung von Heiner Müller, ich weiß nicht welche. Aber, so sagt er, das sei ein Problem beider Länder (obwohl es inzwischen ein gemeinsames ist).

Es war dieses Video, das tief in mir etwas anrührte. Da war er also, dieser *Poète maudit*, von dem ich in den letzten Jahren oft gehört hatte, ohne zu sehr darauf zu achten, so als wäre er nur eine Nebenfigur in den Abenteuern von Rosemarie im Arbeiter-und-Bauern-Staat. Nun war da etwas in diesem ruhelosen jungen Mann, das in mir eine versteckte Saite anschlug. Warum erschien er mir so vertraut, so nah? War es nur Einbildung, eine Folge der Geschichten meiner Pensionswirtin? Oder ähnelte er jemandem, den ich früher gekannt hatte und an den ich mich nicht erinnerte? Oder traf er einfach meine bedingungslose Leidenschaft für alles Berlinische, meine Interessen? Seine Art zu sprechen, das Theaterumfeld ...

Zunehmend erregt suchte ich weiter. Und fand sofort einen anderen Filmausschnitt, ebenfalls kurz, kaum mehr als vier Minuten, der Peter B. acht Jahre später und deutlich gealtert zeigt, ergraut vom Rauch, doch auf ruhige Art geschmeichelt, wie er dem selben Regionalsender seinen ersten Roman vorstellt, »Schön hausen«. Zusammengeschrieben bezeichnet Schönhausen ein barockes Schloss in Pankow, im Nordosten Berlins, das dem einzigen Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, und später dem Staatsrat als

Amtssitz diente und in dem in den Wendemonaten 1989–90 der Runde Tisch tagte. Der Name des Schlosses taucht schon in der Gegend in Berlin-Prenzlauer Berg auf, in der Peter B. lebte, und benennt etwa die Schönhauser Allee. Auseinandergeschrieben, wie es Peter B. tat, erhält »Schönhausen« eine einfachere und alltäglichere Bedeutung.

Von diesem zweiten Film, überwiegend in der Wohnung des Schriftstellers gedreht, ist mir wenig in Erinnerung geblieben, vielleicht meiner Erregung, vielleicht der Unrast des Internauten wegen, die mich nun erfasste und den Clip nach weniger als einer Minute abbrechen ließ, um, zumindest teilweise ferngesteuert durch Mechanismen außerhalb meiner Kontrolle, sofort bei verschiedenen Online-Buchhändlern nach dem Titel zu suchen.

Es gab sehr wenige Exemplare, alle gebraucht, jedenfalls nicht mehr lieferbar, und zu sehr hohen Preisen. Es gab ein paar andere Titel von Peter B., die vernünftiger Preise hatten, aber nicht »Schönhausen«, das einzige Buch, das mich zu dem Zeitpunkt interessierte, sein einziger Roman.

Nun hatte ich einen Grad unbefriedigter Neugier erreicht, der mich unruhig und oberflächlich machte. Warum hatte ich diese Recherche begonnen? Ich hatte keine Ahnung. Doch ich fühlte, dass ich auf ein Thema, eine Figur, eine ungelöste Frage gestoßen war, die auf irgendeine Weise auch mich anging. Doch es hatte keinen Sinn, diese wirre Erkundung im Netz fortzusetzen. Ich sollte besser abwarten, bis ich in Berlin war und Rosemarie bitten konnte, mir mehr von ihrem Freund zu erzählen.

Das tat ich dann auch. Es war ein milder November. Wie immer empfing mich Rosemarie an der Wohnungstür in einer Harmonie von Schwarz, die in Kleidern, Schal und Pagenkopf ihr sächsisch rosiges Gesicht umrahmte und die blauen Augen unterstrich, die ihr früher viele Verehrer ein-

gebracht haben müssen. Und wie immer fingen wir schon im Wohnungsflur an, uns zu unterhalten, etliche Minuten lang, ich noch in der Jacke und auf die Griffstange meines Trolleys gestützt.

Wir setzten das Gespräch im sogenannten Berliner Zimmer fort, dem Wohnzimmer in der Mitte der Wohnung, das noch einen großen Kachelofen und restaurierte alte Möbel beherbergt. Hier erzählte ich ihr von meinem jüngsten, plötzlichen Interesse an Peter B. Mehr war nicht nötig. Während ich mich unter dem stillen Beistand von Weigels Büchern in meinem Zimmer einrichtete, verließ Rosemarie die Wohnung. Als sie keine Stunde später zurückkam, brachte sie eine Stofftasche voller Material mit: Zeitungsartikel, das gebundene Manuskript eines Theaterstücks, ein Poster – und ein Exemplar von »Schön hausen«: auf dem Titel ein violett schimmerndes, nächtliches Bild. Alles kam aus der Wohnung von Margit, Rosemaries bester Freundin, einer berühmten Schauspielerin.

Ich kannte Margit, ich hatte sie im Deutschen Theater in Aischylos' »Persern« und Heiner Müllers »Germania« in der Regie von Dimiter Gotscheff gesehen, eines Regisseurs, den ich bewunderte und der nur wenige Wochen vor diesem Herbstaufenthalt in Berlin gestorben war. Es war schon vorgekommen, dass Margit und ich am selben Tisch saßen, bei Rosemarie oder in einem Restaurant in der Gegend. Bis zu diesem Moment war mir nicht klar gewesen, auch wenn es Rosemarie bestimmt schon einmal gesagt hatte, dass Margit vor Jahren mit Peter B. verheiratet gewesen war.

Die Widmung auf dem Vorsatzblatt ihres Exemplars von »Schön hausen« war von einer Zeichnung begleitet, einem dünnen Männchen am Meer, dessen kindlicher Strich dem der drei kleinen Figuren ähnelte, die sich auf dem Titelbild, scheinbar einen Abgrund entlangwandernd, gegen

das Mondlicht abzeichneten. Die dazugehörigen Worte, die Anspielung auf ein existentielles Exil – »Zuhause, wann war das?« –, faszinierten selbst einen unbeteiligten Leser wie mich, auch wenn ich mir nicht vorstellen konnte, worauf sie sich tatsächlich bezogen.

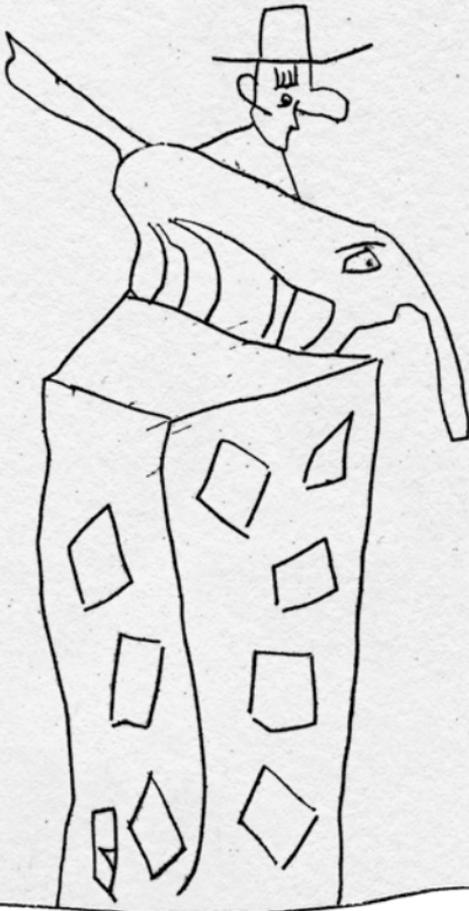
Am selben Abend begann ich mit der Lektüre des Romans, der mich sogleich zu ungläubigem Staunen hinriss. Er war kein Meisterwerk, doch die Vorstellungskraft, die darin steckte, hatte etwas Unwiderstehliches: Es war eine unschuldige Kraft, frei und vergnügt, die mich mit Begeisterung erfüllte und das Gefühl in mir verstärkte, auf einen Seelenverwandten gestoßen zu sein, einen Weggefährten – einen Bruder? Auf alle Fälle einen, der aus derselben Welt zu mir sprach, in der auch meine Träume und meine Ernüchterung zu Hause waren, und den ich daher nicht dem Vergessen überlassen konnte und wollte, zu dem das Schicksal ihn verurteilt zu haben schien.

Da wusste ich, dass nun, da ich vierzig war, meine dritte Reise nach Berlin begonnen hatte. Und dass es eine Zeitreise sein würde.



ERSTER TEIL

DU



I

Ich sehe dich, glaube ich zumindest. Es ist einer der verschwommensten Momente deiner Biografie. In Schwarz-Weiß, würde ich sagen, oder vielleicht ist es nur Ostberlin, das zu der Zeit, sechs Jahre nach dem sogenannten Mauerfall, immer noch so schäbig grau dasteht und die

nostalgischen Gefühle derer dämpft, die dich aus der Zukunft betrachten: aus dem bunten Supermarkt Europa des dritten Jahrtausends. Wer weiß, welche Farbe dein Mantel hat, den der herbstliche Nieselregen einstäubt, kaum dass du den Fuß auf die Straße setzt, während hinter dir das abgeschabte Haustor ins Schloss fällt. Im flackernden Licht der einzigen Straßenlaterne im Umkreis verblasst die Flamme des Feuerzeugs, die sich der zweiten Filterlosen des Tages nähert – und es ist erst fünf Uhr morgens –, verliert an Kraft und Poesie. Dir wäre es recht, ein kitschiges Bild weniger.

Die Choriner Straße ist nach '89 ein guter Ort zum Wohnen. So zwischen Mitte und Prenzlauer Berg bist du in wenigen Minuten am Alexanderplatz – wenn du die Nase in die Winde halten willst, die aus Westen blasen und nach und nach, geduldig und unaufhaltsam, alles abschleifen und hinwegfegen – und noch schneller an der Schönhauser Allee, der quirligen Hauptader dieses ehemaligen Arbeiterviertels, das im Laufe des nächsten Jahrzehnts, kaum mehr, von Papasöhnchen aus dem deutschen und internationalen Westen besetzt und grundsaniert werden wird. Viele Altingesessene, vor allem die älteren, werden an den Stadtrand ziehen, vertrieben von den immer unbezahlbarer werdenden Mieten; ein paar aus deinen Kreisen halten durch, die werde ich treffen. Doch noch ist es nicht so weit, viele Gebäude sind im Zustand der Verwahrlosung, die Folge einer Urbanistik, der hier, im Biotop der alternativen Kulturszene, noch weniger als sonst daran lag, irgendetwas herauszuputzen.

Du schaust in das Loch, das sich vor dir auftut, eine Lücke zwischen zwei Häusern, eine der vielen, die das städtische Gewebe durchlöchern, zumeist Überbleibsel des Krieges –

die alliierten Bomben waren dicht gefallen –, eine der wenigen jedoch in dieser Gegend, die mehr als andere verschont wurde und deshalb bald den stückversessenen Immobilienspekulanten zum Opfer fallen wird. Hier, vor der Hausnummer 36, ist eine Linde gewachsen, groß und schön, deren Krone voller Vögel und Eichhörnchen an Üppigkeit kaum der Kastanie nachsteht, die dir im Hinterhof Gesellschaft leistet, wenn du vom Schreibtisch aus dem Fenster blickst, in deiner Wohnung im vierten Stock. Heute hast du noch nicht hinausgesehen, stimmt, es ist noch dunkel, der September neigt sich dem Ende zu. Aber eine Partie Minesweeper am Röhrenbildschirm ist auch kein idealer Ausblick auf den neuen Tag.

Gewiss, nicht zu trinken ist eine größere Herausforderung als gedacht. Wäre da nicht Petra, die dem unschuldigen und wütenden Kind in dir die Hand gereicht hat und dich mit liebevoller Kontrolle dazu anhält, die alten Muster zu verlassen, wärest du noch viel tiefer gesunken, dein Leben war ein langsamer Absturz – wie lange schon? Wann hat dein rebellischer Geist begonnen, dir mehr Misstrauen als Ruhm einzubringen? Vor kurzem wurdest du vierzig, und obwohl du seit zwanzig Jahren dieselbe Brille trägst, oder zumindest dasselbe Modell, kannst du nicht behaupten, besonders viel erreicht zu haben. Sollte das jetzt nicht die Zeit der ersten Bilanz sein? Unsinn, würdest du sagen, oder eher: Schwachsinn. Nicht einmal Petra, um ehrlich zu sein, kann dir da weiterhelfen: Dass Margit, deine Frau, die vollendete Schauspielerin, deine große Liebe, nun die Scheidung will, macht dich fertig, das allein wäre ein guter Grund, wieder zur Flasche zu greifen, jetzt gleich. Dabei hast du auch, vielleicht vor allem, ihretwegen aufgehört. Das weiß Petra nicht – oder vielleicht doch; trotz allem lässt sie deine Hand nicht los.